

## Interview: Ronen Steinke

Michael Brenner, 59, ist Professor für jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Aufgewachsen ist er in Weiden in der Oberpfalz, wo er als Sohn zweier Shoah-Überlebender geboren wurde.

**SZ: Herr Brenner, in dem Aiwanger-Flugblatt aus dem Jahr 1987, das satirisch einen „Freiflug durch den Schornstein in Auschwitz“ anbietet, ist an keiner Stelle von Juden die Rede. Ist es dann trotzdem antisemitisch?**

Michael Brenner: Natürlich. Die Verharmlosung des Holocaust und das Sichelstigmachen über die Opfer, die nun mal größtenteils jüdisch waren, ist ein Gestus, mit dem man nicht irgendwelche beliebigen Menschen verhöhnt, sondern vor allem – wenn auch nicht ausschließlich – diese Opfer.

**Ihr Kollege, der Historiker Michael Wolffsohn, hat eingewandt, Antisemiten machten „Juden als Juden verächtlich“. Aber: „Kein Wort davon in diesem dreiköpfigen Text. Merke: Nicht jeder Dreck ist zugleich antisemitisch.“**

Auch Michael Wolffsohn weiß: Juden wurden nun mal als Juden in Auschwitz ermordet. Dieses Pamphlet verhöhnt jüdische Opfer und auch andere. Es ist antisemitisch, geht aber in seiner Menschenverachtung auch noch darüber hinaus. Antisemitismus plus sozusagen.

**„In meiner Schule war ich der einzige jüdische Schüler, und das wusste auch jeder.“**

**Herr Brenner, Sie sind selbst in der bayerischen Provinz aufgewachsen in jenen Jahren. Sie kommen aus Weiden in der Oberpfalz. Wenn Sie an die 80er-Jahre denken: Wie präsent waren Juden- und Holocaust-Witze damals?**

Zumindest in meiner Hörweite waren sie nicht so präsent. In meiner Schule war ich der einzige jüdische Schüler, und das wusste auch jeder. Aber das Klima war okay, und als ich 17 war, im Schuljahr 1980/81, habe ich an dem Schülerwettbewerb des Bundespräsidenten zum Thema Nationalsozialismus teilgenommen. Das waren damals 25.000 Teilnehmer, das war ein Wettbewerb, der Anfang der 80er-Jahre sehr populär war an den Schulen. Insofern weiß ich sehr genau, was dieses Pamphlet parodiert.

**Das Flugblatt trägt die Überschrift „Bundeswettbewerb“.**

Ja, ich lese das als eine klare Persiflage auf etwas, wozu die bayerischen Schulen damals ihre Schülerinnen und Schüler ermutigt haben und was der oder die Verfasser dieses Flugblatts dann vielleicht als einen unangenehmen Zugzwang empfunden haben. Etwas, wogegen sie sehr derb und drastisch provozieren wollten.

**Der Schüler Aiwanger wurde dann dazu verdonnert, ein Referat zu halten über die NS-Zeit. Ist das nicht in trauriger Weise bezeichnend: Eine Beschäftigung mit der NS-Geschichte – aber so, dass es als**



Michael Brenner ist Inhaber des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität.

FOTO: STEPHAN RUMPF

## „Niemand sollte lachen“

Michael Brenner, Professor für jüdische Geschichte, spricht über die Verhöhnung des Holocaust in Witzform. Und erklärt, warum üble Töne heute salonfähiger geworden sind

**Strafe empfunden wird, gegen die ein 17-Jähriger dann unweigerlich wieder innerlich rebelliert?**

Das kann man auch anders sehen. Die Idee einer solchen Sanktion ist doch zu verstehen, was man da gerade für Unsinn gesagt hat und warum das Menschen verletzt. Das kann auch sinnvoll sein.

**Kann eine solche Strafe nicht den Trotz noch verstärken?**

Möglicherweise. Aber das ist das Dilemma, in dem Holocaust-Gedenken und Geschichtsdidaktik immer stecken. Man muss den richtigen Zugang zum Thema finden, indem man Schülerinnen und Schüler möglichst nicht mit dem Zeigefinger beehrt, sondern eher empathisch heranhilft.

**Sie waren selbst 17 Jahre alt, in der elften Klasse, als Sie beim Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten den ersten Platz gewannen. Ihre Arbeit beschäftigte sich mit der Geschichte der Juden in Ihrer Heimatstadt Weiden. Wie erlebten Sie die Atmosphäre damals?**

Meine Eltern haben um diese Zeit herum anonyme Drohanrufe bekommen. „Euch haben sie vergessen zu vergasen!“, solche Dinge. Aber in der Schule habe ich davon wenig mitbekommen. Wir hatten junge, engagierte Lehrer, gerade beim Thema Nationalsozialismus. Ich bin nach Bonn gefahren, in die Villa Hammerschmidt, und bekam eine Urkunde von Bundespräsident

Karl Carstens überreicht, der einst in der NSDAP gewesen war und nicht gerade dazu beigetragen hat, die Erinnerung an dieses Kapitel deutscher Geschichte wachzuhalten. Mein Lehrer hatte mir augenzwinkernd noch den Hinweis gegeben: Frag ihn mal lieber nicht, was er in der Nazizeit gemacht hat.

**Wie gut konnten Sie in Ihrer Kleinstadt den Holocaust thematisieren?**

Es ging. Von jüngeren Leuten gab es viel Zuspruch, aber in der älteren Generation erlebte ich auch eine Mauer des Schweigens und sogar regelrechte Absprachen dahingehend, neugierigen Schülern keine Fragen zu diesem Thema zu beantworten. Die Leute im Ort wussten natürlich voneinander, wer in der NS-Zeit Leitungspositionen gehabt hatte. Nun gut, ich sammelte sowie keine Tätergeschichten für mein Forschungsprojekt, sondern stellte die Opferperspektive dar.

**Sind Holocaust-Witze an Schulen nicht eigentlich recht häufig? Als ich in den 90er-Jahren in Franken zur Schule gegangen bin und wir einen Schulausflug in die Gedenkstätte Dachau unternahmen, haben manche Schüler am Morgen gekifft. Andere haben Witze gemacht. Alles, um irgendwie die bedrückende Atmosphäre aufzubrechen.**

Das kann ich mir gut vorstellen, aber so etwas habe ich zu meiner Schulzeit nicht erlebt, weil wir überhaupt nicht solche Aus-

flüge gemacht haben. Diese direkte Konfrontation gab es nicht. Dabei war das KZ Flossenbürg ganz nah.

**Noch ein Beispiel: ein bayerischer Ski-Ausflug mit Gleichaltrigen in den 90er-Jahren. Wir wurden stehend auf einen Anhänger gepackt, um zur Unterkunft transportiert zu werden. Da rief einer der Jugendlichen: „Wir sind doch keine Juden!“ Großes, widerwärtiges Gelächter.**

Mein Eindruck ist, dass die Bereitschaft, über den Holocaust derbe Witze zu machen – wie es in dem Aiwanger-Flugblatt auf sehr extreme, verächtliche Weise zum Ausdruck kommt –, in den vergangenen Jahren gewachsen ist. Das war in den 80er-Jahren wirklich noch seltener.

**Wie kommt das?**  
Das ist im Einklang mit dem Erstarken der rechtsnationalen Kräfte in Deutschland insgesamt zu sehen. In meiner Jugendzeit war alles, was rechts der CSU war, eine sehr kleine extreme Randgruppe. Heute ist das eine große Gruppe, da sind üble Töne salonfähig geworden. Wenn selbst ein Bundestagsabgeordneter den Holocaust als „Vogelschiss“ der Geschichte relativiert, spiegelt sich das natürlich in der Gesellschaft wider. Bei Jugendlichen mag auch der Wunsch nach Provokation eine Rolle spielen, sicherlich. Man möchte auffallen. Und was könnte eine größere Provokation sein, als den Holocaust ins Lächerliche zu ziehen?

**Der Historiker Dirk Moses spricht von deutschem Holocaust-Gedenken als einer „Zivilreligion“.**

Das halte ich für polemisch und plump. Richtig ist: Es ist zu Recht Teil des Konsenses einer deutschen Gesellschaft, der sich allerdings erst ab den 70er-Jahren herausbildete und dann zunächst auch lange umkämpft war. Wie umkämpft, das illustriert gerade auch dieses Flugblatt von 1987 – und die Tatsache, dass darauf vorseit der Schule in Niederbayern so mild reagiert wurde. Ein Referat ist ja überhaupt keine harte Strafe.

**In England provozierten Ende der 70er-, Anfang der 80er-Jahre Punks mit NS-Symbolen. Sid Vicious trug ein T-Shirt mit Hakenkreuz. In einem der Songs, „Belsen Was a Gas“, wurde mit Gaskammern in Bergen-Belsen ein scherzhaftes Wortspiel gemacht.**

Das ist schon wieder ein anderer Kontext. Es ist ein Unterschied, ob solche Provokationen aus Deutschland kommen – oder ob sie auf der anderen Seite von Jugendlichen in England kommen, die damit ihre Väter provozieren wollten, die schließlich Bergen-Belsen befreit hatten und darauf stolz waren. Sehr geschmackvoll ist es trotzdem nicht.

**In Israel gibt es eine ganze Tradition des schwarzen Humors mit Holocaust-Witzen. Wortspiele mit „Saba“ und „Sabon“ zum Beispiel, Opa und Seife.**

Das ist ein interessantes Phänomen, aber auch das hat mit Generationen zu tun – innerjüdisch. Die erste Generation der Überlebenden hat solche Witze nicht gemacht. Die zweite Generation, die mit Erzählungen aus den KZs aufgewachsen ist, hat dann damit begonnen. Es gibt auf dieser Seite das Bedürfnis danach, sich aus dieser emotional schwierigen Situation einer Scham der Eltern zu befreien. Das ist eine Scham, die natürlich ganz anders gelagert ist als die Scham in Deutschland, es ist die Scham, als Einzige überlebt zu haben.

**„Es ist ein Unterschied, ob solche Provokationen aus Deutschland kommen.“**

**Der jüdische deutsche Schauspieler Daniel Donskoy hat in seiner TV-Show im WDR kürzlich Hühnchen im Ofen gebacken und gewitzelt, im Ofen liege Anne Frank – und die Musik aus „Schindlers Liste“ eingespielt. Und von dem jüdischen Comedian Oliver Polak stammt der Satz: „Wir Juden waren schon Ghetto, bevor es Hip-Hop überhaupt gab.“**

Ein düsterer Witz, den sich Juden untereinander erzählen, ist etwas ganz anderes als ein Judenwitz, der von außen kommt. Allerdings spielt es bei Comedy-Auftritten eine Rolle, dass das in Deutschland vor einem Publikum geschieht, das in der Regel selbst nicht jüdisch ist. Dabei entsteht eine seltsame Situation, von der die Schriftstellerin Esther Dischereit einmal gesagt hat, dass man sich als jüdische Person dabei immer ein wenig prostituiert – weil man sich vor einer nichtjüdischen Öffentlichkeit zur Schau stellt.

**Wer lacht da und warum?**

Ja. Im Prinzip sollte niemand über Holocaust-Opfer lachen. Das sollte klar sein. Das ist auch das, worum es bei dem Aiwanger-Flugblatt geht. Ein Verächtlichmachen. Das Gegenstück dazu sind Witze, die mit den Underdogs sympathisieren. Ein Jude liegt hingestreckt auf der Folterbank der Gestapo, ein Messer ragt aus seinem Rücken. Der Folterer fragt: „Tut es weh?“ – „Nein“, röchelt der Verletzte, „nur wenn ich lache.“

**Aiwanger war 17 Jahre alt, als er mit dem Flugblatt über den „Freiflug durch den Schornstein in Auschwitz“ erwisch wurde. Ist das so lange her, dass Sie es als historische Episode abuchen würden?**

Mit 17 ist man fast volljährig. Da ist man schon in der Lage, die Provokation zu erfassen. Und ich meine, wir sollten uns auch nicht täuschen: So ein Flugblatt ist nicht eine spontane pubertäre Affekthandlung, so wie ein dummes Witz, den ein Schüler vielleicht aus Nervosität in einer KZ-Gedenkstätte macht. Aber klar, man soll einen Menschen nicht danach beurteilen, was er vor 35 Jahren als 17-Jähriger gemacht hat. Die entscheidende Frage ist, wie dieser Mensch später damit umgeht, ob er aus der ganzen Geschichte etwas gelernt hat. Für mich kommt es etwa darauf an, ob ein Mensch sich von Nationalismus und populistisch-ausgrenzender Politik abwendet. Jetzt hat er die Chance, dies zu zeigen. Ich fürchte ein wenig, dass er im Gegenteil mit dieser Geschichte noch auf Stimmenfang gehen könnte – und sogar mit Erfolg.

## Reform der Lolos

Neues Vergabeverfahren beim Deutschen Filmpreis

Das Vergabeverfahren für den Deutschen Filmpreis, die „Lola“, wird geändert. Das teilte die Deutsche Filmakademie am Donnerstag mit. Zuvor hatte es Kritik gegeben an den Entscheidungsverfahren für die Auszeichnungen, bei denen rund drei Millionen Euro aus Mitteln der Bundesregierung an die Gewinner und die Nominierten fließen. Der Deutsche Filmpreis ist die höchstdotierte Kulturzeichnung des Landes.



Die Deutsche Filmakademie möchte die Verantwortung des Sichtens der Filme „auf alle Schultern“ ihrer Mitglieder gleichmäßig verteilen.

FOTO: CLEMENS PORIKYS/ZDF/085

Die bisherige Praxis, dass Einreichungen durch eine Vorauswahlkommission gesichtet und ausgesiebt werden, soll entfallen. In diesen Kommissionen saßen überwiegend Mitglieder der Deutschen Filmakademie und ein oder mehrere Bundestagsabgeordnete, anschließend stimmten alle Mitglieder der Filmakademie über die Nominierungen und schließlich über die Preisträger ab. Das werden sie künftig ohne eine Vorauswahl tun.

Stattdessen erhält jedes Akademiemitglied eine zugestellte Liste von durchschnittlich zehn Filmen, die er oder sie mindestens gesehen haben muss, um abstimmen zu dürfen. Das soll gewährleisten, dass jeder Film von mindestens hundert Stimmberechtigten gesehen wird. Ein entsprechendes Verfahren gibt es bei der Wahl der Oscars und der britischen Baftas. „Die Aufgabe und Verantwortung der bisherigen

Vorauswahlkommissionen, alle Filme zu sichten, wird mit dem neuen Verfahren auf alle Schultern verteilt und ist damit eine gemeinsame und ganzjährige Aufgabe aller Akademiemitglieder“, schreibt die Deutsche Filmakademie. Die Mitglieder sämtlicher Gewerke dürfen zudem künftig bereits in der Nominierungsphase in den Kategorien „Bester Spielfilm“ und „Bester Kinderfilm“ abstimmen, anstatt, wie bisher, erst bei der finalen Vergabe der Preisträger.

Das Vergabeverfahren des Deutschen Filmpreises wird seit Jahren immer wieder kritisiert, zuletzt, als der Film „Roter Himmel“ von Christian Petzold nicht in die Vorauswahl für die Lolos aufgenommen wurde, nachdem er im Wettbewerb der Berlinale gelaufen war und dort den Großen Preis der Jury erhalten hatte. Petzold erklärte daraufhin der SZ, dass seiner Ansicht nach „öffentliche Kulturfördergelder nicht in die Hände von Zünften gehören, die sie sich dann untereinander verleihen. Führt immer zu Vereinsmeierei. Die Branche unter sich, mit öffentlichem Geld, das war für mich die befürchtete Zukunft, die die Mittelmäßigkeit feiert.“

Das Präsidium der Filmakademie teilte damals mit, „die Vorauswahl in der jetzigen Form hinterfragen“ zu wollen. Der Mitteilung vom Donnerstag zufolge habe die Ausarbeitung des neuen Wahlverfahrens im Herbst 2022 begonnen. „Wir freuen uns sehr, dass unsere Kulturstaatsministerin Claudia Roth diesen Weg entschlossen gemeinsam mit uns geht“, sagten Anne Lepin und Maria Köpf, Geschäftsführerinnen der Deutschen Filmakademie.

Einige Kritikerinnen und Kritiker gingen damals darüber hinaus, nur die Auswahlkommissionen entfernen zu wollen. Die Filmkritikerin Katja Nicodemus sagte dem NDR, sie plädiere dafür, das „pseudodemokratische Auswendeln“ der Entscheidungen innerhalb der Deutschen Filmakademie insgesamt zu beenden. Sinnvoller sei es, externe Jurys zu berufen, „mit Leuten, die Kunstverständnis haben, aber nicht in der Branche verbandelt sind“.

Der Deutsche Filmpreis wird am 3. Mai 2024 im Theater am Potsdamer Platz verliehen. Die Deutsche Filmakademie feiert dann ihr zwanzigjähriges Bestehen.

Philipp Bovermann

## 13 Frauen, sechs Stunden

Bei den Salzburger Festspielen wird Simone de Beauvoir vorgelesen

2023 und die Lage ist diese: Barbie darf ihre Plastikwelt verlassen. Frauen dürfen eine Karriere haben. Männer lackieren sich die Fingernägel, um zu zeigen, dass sie auf der richtigen Seite stehen. 2023 und die Lage ist diese: Frauen werden in einigen Ländern verfolgt, wenn sie ihre Haare zeigen. Hierzulande dürfen Frauen zwar Karrieren haben, erledigen aber immer noch den Großteil der unbezahlten Care-Arbeit. Und Männer, die glauben, mit lackierten Nägeln einen wichtigen Beitrag zur Gleichberechtigung zu leisten, die irren leider.

2023 bleibt viel zu tun. Aber es hat sich auch ungeheuer viel verändert, seit 1949 Simone de Beauvoirs „Das andere Geschlecht“ erschienen ist. Das ist die Erkenntnis, mit der man um Mitternacht nach der sechsstündigen, sensationellen Marathonlesung aus dem Salzburger Landestheater wankt. 13 Schauspielerinnen haben Simone de Beauvoirs Hauptwerk gelesen, eher ein Best-of, eingerichtet von Bettina Hering. In ihrem letzten Jahr als Schauspielregisseurin setzte sie mit der Rolle der Frau in der Gesellschaft ein Thema:



Schon der gemeinsame Auftritt aller 13 Schauspielerinnen löst Begeisterungstürme im Publikum aus.

FOTO: NEUMAYR FOTOGRAFIE

„Der kaukasische Kreidekreis“, der Adaption des Haneke-Films „Liebe“ und Mareike Fallwicks „Die Wut, die bleibt“ drehten sich darum. Die Inszenierungen waren künstlerisch zwar durchwachsen, aber am Donnerstag verkündete die Festspielleitung zum Saisonabschluss schließlich eine Auslastung von 98,5 Prozent bei mehr als 241.000 Besuchern, das gilt aber natürlich fürs gesamte Programm.

Die Lesung jedenfalls ist ein Highlight, schon die Besetzung ist der Knaller: Senta Berger und Nicole Heesters sind dabei, Mavi Hörbiger, Eva Löbau, Elisabeth Trissem, dann Birgit Minichmayr, Valerie Pachner und Verena Altenberger, lauter Salzburg-erprobte Spielerinnen also, jede Menge Bühlschaften, sämtliche Generationen. Der gemeinsame Auftritt aller Beteiligten zu Beginn löst Begeisterungstürme im Publikum aus. 13 Frauen auf einer Bühne, so etwas fällt ja immer noch auf, weil es eine Ausnahme ist.

Die 13 pflügen sich stehend, sitzend, kapitelweise abwechselnd durch den Text. Biologie, Geschichte, bis zur heutigen, also

damaligen, Situation der Frau als Mädchen, Ehefrau, Mutter, als alternde Frau, „man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“, die Idee der Befreiung. Erstaunlich, wie viel Humor in dem Werk steckt, wenn Birgit Minichmayr gestikulierend vorträgt, wie viel Empörung, wenn Christiane von Poelnitz die Vermehrung von Blattläusen erklärt, wie viel Ratlosigkeit, wenn Eva Löbau über Menstruationsbeschwerden und PMS spricht. Schon vor 70 Jahren ein Problem, kann da nicht langsam jemand echte Lösungen finden?

Das Schöne an diesen Marathonlesungen ist nicht nur, dass man Top-Schauspieler zuhört, sondern auch, dass man sich auf verhältnismäßig bequeme Weise Weltliteratur draufschaufelt. „Die göttliche Komödie“, „Ulysses“ oder „Der Mann ohne Eigenschaften“ waren schon in den vergangenen Jahren dran. Alles Werke von Männern, by the way, denn Frauen, so Simone de Beauvoir, verfügten bekanntermaßen jahrhundertlang gar nicht über die Möglichkeit, überhaupt zu schreiben.

Der Abgleich von de Beauvoirs Bestandsaufnahme mit der Gegenwart ist der kleine hirngymnastische Nebeneffekt der Lesung. Wenn über die Unvereinbarkeit von Familie und Beruf gesprochen wird, kommt das verdächtig bekannt vor: „Ihr Lohn ist in vielen Berufen niedriger als der der Männer.“ Ja. Die Kriminalisierung von Abtreibung? Da bewegt sich die Gesellschaft auch eher rückwärts, siehe USA. Die panische Angst der Frauen vor Schwangerschaften scheint sich etwas verflüchtigt zu haben. Zumindest in Ländern mit Zugang zu Verhütungsmitteln, ergänzt man im Kopf.

Der Text rumort in allen Spielerinnen in einer Mischung aus Empörung, Zustimmung und distanzierender Erleichterung über die Bereiche, in denen wir „Gott sei Dank weiter“ sind, wie Elisabeth Trissem einmal kommentiert. Man folgt der Lesung begeistert, dann zunehmend müde, aber niemand hat ja je behauptet, dass das leicht wäre mit der Gleichberechtigung. „70 Jahre, so viel erreicht, aber wir stehen immer noch vor Toiletten herum“, sagt eine ältere Frau in der langen Kioschlange in der Pause. Im Kampf um Gleichberechtigung nur ein Detail. Recht hat sie trotzdem.

Christiane Lutz

## Neue Leitung für die Berlinale

Kulturstaatsministerin Roth will das Filmfestival in die Hände einer Intendanz legen

Die Berlinale bekommt eine neue Führung und soll künftig nur noch von einer Person geleitet werden. Darauf verständigte sich der Aufsichtsrat der Kulturveranstaltungen des Bundes nach Beratungen am Donnerstag. Wie Kulturstaatsministerin Claudia Roth mitteilte, soll die bisherige Doppelspitze aus Carlo Chatrian und Mariette Rissenbeek von einem Intendanzmodell abgelöst werden. Eine Findungskommission unter ihrem Vorsitz werde zukünftig die neue Intendantin oder den neuen Intendanten bestimmen. Bereits im März war bekannt geworden, dass Rissenbeek ihre Position nach der 74. Berlinale Ende März 2024 verlassen wird. Welche Rolle ihr Co-Leiter Chatrian unter der neuen Führung einnehmen wird, ist noch unklar. Er wolle „mit der neuen Intendanz in konstruktive Gespräche über eine künftige Rolle im neuen Team der Berlinale“ sprechen, hieß es.

Bevor Chatrian und Rissenbeek die Leitung als Doppelspitze übernehmen, hatte Dieter Kosslick die Berlinale allein geleitet. Die Rückkehr zur Ein-Personen-Leitung begründete Roth nun so: „Die Gespräche, die wir in den vergangenen Monaten auf verschiedenen Ebenen mit zahlreichen Menschen geführt haben, die bei und mit der Berlinale arbeiten, haben uns zu der gemeinsamen Überzeugung geführt, dass das größte Publikumsfilmfestival der Welt künftig wieder von einer Person geleitet und repräsentiert werden sollte.“ Die Entscheidungen zur Modernisierung der Berlinale sollten ihr zufolge zur Zukunftssicherung wieder in einer Hand liegen.

Die neue Führung steht dabei vor besonderen Herausforderungen, zumal die Berlinale, neben Cannes und Venedig eines der großen Filmfestivals, schon im nächsten Jahr weniger Geld vom Bund bekommt. Die Corona-Zusatzförderung aus den beiden vergangenen Jahren wird es künftig nicht mehr geben. 2,2 Millionen Euro pro Festival waren das, zusätzlich zu den knapp elf Millionen Euro Förderung, die die Berlinale ohnehin bekommt. Die bisherige Leitung kündigte als Reaktion an, weniger Filme zu zeigen.

Clara Westhoff